

E 11704

Information Philosophie

Dezember 2000

5

ESSAY

Dieter Henrich:

Systemform und Abschluss-
gedanke

DISKUSSION

Streit um Hegel

Eine Diskussion zwischen
Pirmin Stekeler-Weithofer und
Herbert Schnädelbach

Henri Laueners offener Transzendentalismus

Dargestellt von Philipp Keller, Stephan Leuenberger,
Nora Nussbaum und Christian Wüthrich

Henri Lauener, geb. 1933, hat in Bern und an der Sorbonne Paris Philosophie und französische Philosophie studiert. Nach seiner Promotion 1959 und Habilitation 1967 war er ab 1973 Professor für Philosophie an der Universität Bern und Gastprofessor in Helsinki, San Diego und Genf. 1998 hat er sich krankheitshalber vorzeitig pensionieren lassen.

Henri Lauener hat seine Philosophie in Auseinandersetzung mit herausragenden Vertretern der Aufklärungsphilosophie und der analytischen Tradition entwickelt. In erkenntnistheoretischer Hinsicht bleibt sein transzendentalphilosophischer Entwurf - das Ausmachen der Bedingungen möglicher Erkenntnis - dem kritischen Geist Kants weitgehend treu. Dessen Glaube an die Möglichkeit einer Letztbegründung und damit an synthetische Urteile *a priori* weicht jedoch bei Lauener der Überzeugung der grundsätzlichen Revidierbarkeit aller Sätze - derjenigen der Logik und Mathematik nicht weniger als derjenigen von empirischen Theorien. Die Regeln, denen unsere logischen, mathematischen und linguistischen Systeme unterworfen sind, schaffen innerhalb eines Kontexts ein relatives *Apriori*, das in der fortschreitenden wissenschaftlichen Praxis wieder aufgehoben und ersetzt werden kann. Unter einem Kontext versteht Lauener einen Handlungszusammenhang, der durch eine Sprache, die verwendeten Theorien sowie durch das vorausgesetzte Hintergrundwissen und den Zweck des Unternehmens charakterisiert wird.

Von zentraler Bedeutung wird dabei die relativ zu einem Kontext aus praktischen Gründen vollzogene Unterscheidung zwischen analytischen und synthetischen Aussa-

gen. Der universelle Holismus Quines, der die Grenze zwischen analytisch und synthetisch verwischt, wird zur Rettung einer strikten Abgrenzung auf gegebene Kontexte eingeschränkt und so regionalisiert. Anstelle des behavioristischen Wahrheitsbegriffs verwendet Lauener nur denjenigen Tarskis. Den Preis, den er dafür bezahlt, ist die Relativierung der Wahrheit auf einen Handlungskontext, in welchem mit einer bestimmten Sprache und gewissen Theorien operiert wird.

Die Frage nach externer (absoluter) Wahrheit verwirft Lauener als unverständlich. Er umgeht das Dilemma, in das sich Quine verwickelt, wenn dieser einerseits auf der Eruiierbarkeit der externen *Wahrheit* unserer Gesamtheorie besteht und andererseits an der Indeterminiertheit der für die Fixierung der Wahrheitsbedingungen unabdingbaren Referenz festhält, indem er sämtliche semantischen Begriffe - also auch Wahrheit - auf Kontexte relativiert. Innerhalb eines solchen werden dann die Wahrheitsbedingungen und die Referenz normativ, d.h. durch Regeln festgelegt, die sowohl den intensionalen als auch den extensionalen Anteil an der Bedeutung aller Terme bestimmen. Auf diese Weise vermeidet Lauener die Probleme der Quineschen Vorstellung eines totalen Individuenbereichs ebenso wie diejenige einer universellen Sprache und einer Gesamtheorie der Welt.

Weil Kontexte nicht allein auf Sprachen, sondern auch auf Theorien relativiert werden, haben wir es nicht nur mit semantisch unvereinbaren, sondern auch mit ontologisch unterschiedlichen Wirklichkeitsausschnitten zu tun. Im Gegensatz zu Carnap (und dem späteren Quine) beharrt Lauener auf der

Relevanz von ontologischen Fragen. Deziidiert grenzt er sich gegen den Kulturrelativismus Rortys oder Feyerabends ab, indem er hervorhebt, dass synthetische Aussagen innerhalb eines Systems immer auch von der „Welt“ abhängen, also einen objektiven Gehalt haben.

Ontologie: Relativierung auf Kontexte und Beschränkung auf interne Existenz

Laueners Behandlung der Ontologie lässt sich durch zwei Thesen charakterisieren, die beide einer pragmatischen Grundhaltung entspringen. Die eine besagt, dass Existenz auf Kontexte relativiert werden muss. Man kann von etwas nicht behaupten, dass es absolut, sondern nur, dass es in einem bestimmten Kontext existiere. Die andere These erklärt externe Existenzfragen für sinnlos. Die Unterscheidung zwischen internen und externen Existenzfragen geht auf Carnap zurück. Eine interne Frage setzt voraus, dass die Sprache, in der sie gestellt wird, interpretiert ist und dass ihr ein nicht-leerer Variablenbereich zu Grunde liegt. Hingegen ist die Frage, ob diese Voraussetzung zutrifft, z.B. ob es überhaupt Objekte gibt, extern. Traditionelle ontologische Debatten wie etwa die zwischen Realismus und Idealismus in Bezug auf die Erfahrungswelt oder Platonismus und Nominalismus in Bezug auf die Mathematik drehen sich um externe Fragen und sind somit gemäß Lauener unentscheidbar. Die Thesen, dass Existenzfragen kontextrelativ und dass sie intern seien, sind logisch voneinander unabhängig. Einerseits ist eine philosophische Position denkbar, wonach die Frage der Existenz von Tischen, Zahlen und Romanfiguren nur je in einem bestimmten Kontext gestellt werden kann, Debatten über ihre externe Existenz aber durchaus sachhaltig sind. Andererseits könnte jemand Existenzfragen für intern halten, aber dennoch am Ideal einer Einheitsswissenschaft festhalten und dementsprechend Kontextrelativität ablehnen.

Die Relativierung auf Kontexte wird durch die Forderung nötig gemacht, eine Semantik zu entwickeln, die der Vielfalt wissen-

schaftlicher Sprachen Rechnung trägt. Lauener akzeptiert Quines Kriterium für *ontische Verpflichtung*: Wir sind zur Annahme derjenigen Entitäten verpflichtet, die im Bereich der Variablen vorkommen müssen, damit die Sätze unserer Theorien intern wahr werden. Neben Quantoren bringen auch Eigennamen eine ontische Verpflichtung mit sich, da Lauener, im Unterschied zu Quine, sie für nicht durchwegs eliminierbar hält. Ein Eigenname darf nur dann in eine Sprache eingeführt werden, wenn ein entsprechendes Referenzobjekt vorliegt.

Aus dem Kriterium ergeben sich unliebsame Konsequenzen, wenn man wie Quine fordert, dass allen Theorien ein einheitlicher, allumfassender Variablenbereich zu Grunde gelegt werde. Ein Satz wie „Pegasus wurde von Bellerophon geritten“ hat dann ebenso als falsch zu gelten wie „Pegasus ist das aus Stagira gebürtige Pferd Alexanders des Großen“, wenn man auf Grund von physikalistischen Überzeugungen die Existenz mythischer Figuren leugnet. Wenn man sie jedoch in die Ontologie aufnimmt, um die Wahrheit des ersten Satzes behaupten zu können, wird man auch zugeben müssen, dass einige Pferde Flügel haben. Um diesem Dilemma zu entgehen, verwirft Lauener die Vorstellung eines einheitlichen Variablenbereichs; jeder Kontext hat einen besonderen Bereich. In einer zoologischen Theorie beispielsweise wird über die Menge aller Tiere quantifiziert. Diese Menge wird metasprachlich und vortheoretisch umschrieben. In nichtempirischen Kontexten werden die Entitäten, welche die Sätze der Theorie wahr machen, aufgrund von Konventionen erzeugt. Dies gilt für mathematische Theorien ebenso wie für Fiktionen, die wir als Theorien auffassen können, in denen der Autor autonom über Wahrheit befindet. Der Unterscheidung zwischen empirischen und nichtempirischen Kontexten entspricht diejenige zwischen synthetischen und analytischen Existenzaussagen. Sie hängt von den Intentionen der Schöpfer der Theorie ab. Möchten sie über Entitäten mit bestimmten physikalischen Eigenschaften sprechen, erheben sie den Anspruch, dass ihre Theorie em

POSITIONEN



Henri Lauener (rechts) mit Jaako Hintikka

pirisch ist, so dass ein Existenznachweis für die betreffende Art von Entitäten erforderlich wird, etwa durch Vorweisen eines Exemplars. Lauener legt in dieser Hinsicht strenge Maßstäbe an. Als sogenannte „theoretische Entität“ in einer gut bestätigten empirischen Theorie zu figurieren, gilt nicht als Existenznachweis. Welches experimentelle Vorgehen als Vorweisen eines Exemplars gilt, ob beispielsweise also Spuren in einer Nebelkammer als Existenznachweis für Elektronen genügen, kann nicht auf Grund allgemeiner methodologischer Normen, sondern nur auf Grund genauer Kenntnis der in Frage stehenden Theorie und der verwendeten Messgeräte entschieden werden.

Doch gemäß der zweiten eingangs erwähnten These können auch synthetische Existenzaussagen nur intern Gültigkeit beanspruchen. Selbst das Vorweisen eines Exemplars darf uns nicht dazu verführen, die entsprechenden Entitäten als extern existierend

aufzufassen, und dies aus zwei Gründen. Erstens kann die Frage, ob es, absolut gesprochen, überhaupt physikalische Gegenstände gibt, nicht theoretisch entschieden werden; sie ist sinnlos. Wenn aber nicht extern behauptet werden kann, dass diese Klasse nicht leer ist, dann erst recht nicht, dass ein bestimmtes Element davon absolut existiert. Zweitens bleibt die Individuierung materieller Gegenstände einer Theorie vorbehalten, selbst wenn eine materielle Außenwelt bewusstseins- und sprachunabhängig existieren sollte. Gegenstände werden in empirischen Kontexten zwar nicht durch Theorien geschaffen, aber doch strukturell mitbestimmt.

Seinen Glauben an eine „bewusstseinsunabhängige Außenwelt“ bekennt Lauener mit seinem sogenannten „Credo“. Es ist nicht als metaphysische *petitio principii* zu verstehen, sondern als Bedingung der Möglichkeit einer empiristischen Haltung

POSITIONEN

überhaupt. Es soll nicht eine Antwort auf eine externe Existenzfrage sein, sondern eine vortheoretische Voraussetzung dafür, dass Wissenschaft ein sinnvolles Unternehmen ist.

Laueners Haltung in ontologischen Fragen dürfte nun als überaus tolerant erscheinen: Tische, Atome, Zahlen, Einhörner und Romanfiguren existieren je in ihrem Kontext. Lauener kann nach dem bisher Gesagten die Existenz einer Klasse von Dingen nur dann bestreiten, wenn Ansprüche nicht erfüllt sind, welche die Schöpfer des Kontexts selber erhoben haben. Einer Bedingung müssen Existenzbehauptungen jedoch immer genügen, unabhängig davon, um welchen Kontext es sich handelt: Für die betreffende Entität muss ein zuverlässiges *Identitätskriterium* vorliegen. Wie Quine zögert Lauener, Propositionen, Eigenschaften, Possibilia und andere in der philosophischen Literatur prominente Entitäten anzunehmen, denn für solche hat man bisher kein exaktes Identitätskriterium angegeben.

Sprachen als Regelsysteme zur Bewältigung praktischer Probleme

Lauener bestreitet die Existenz einer universalen Sprache vehement: Bedeutungen werden durch Menschen geschaffen, indem sie für verschiedene Zwecke verschiedene Sprachen verwenden. Weil wir darauf angewiesen sind, Sprachen zu (re)interpretieren, muss an die Stelle eines extremen Holismus ein Pluralismus linguistischer Systeme treten. Semantik hat die Aufgabe, unser Reden kontrollierbar zu machen. Dies bedeutet zum einen, dass sie unproduktive Redensarten zu entlarven und Missverständnisse zu vermeiden hat. Zum andern soll sie das epistemische Risiko, das wir mit synthetischen Aussagen eingehen, sichtbar machen. Beide Aufgaben löst Lauener durch einen methodologisch motivierten *Verifikationismus*.

Wer eine empirische Theorie prüfen will, muss für jeden ihrer synthetischen Sätze angeben, welche Beobachtungen uns von seiner Falschheit überzeugen könnten. Dabei ist

es vorteilhaft, gewisse Sätze für innerhalb eines begrifflichen Rahmenwerks nicht revidierbar zu erklären, d.h. als analytisch zu stipulieren. Obwohl der Versuch ihrer empirischen Überprüfung zwecklos wäre, können wir solche Sätze aus übergeordneten, praktischen Gründen aufgeben. Solange wir uns aber innerhalb des betreffenden Kontexts bzw. innerhalb des ihm entsprechenden sprachlichen Rahmenwerks bewegen, gelten sie aufgrund des geschaffenen relativen Aprioris: wer sie in Zweifel zieht, strebt eine radikale Revision (Revolution) an und schlägt eine Änderung der semantischen Regeln vor, die unsere Sprache mitkonstituieren, vor.

Sätze werden nicht isoliert, sondern nur im Zusammenhang mit einer ganzen Theorie verifiziert. Ein Beobachtungssatz muss, um eine Theorie zu bestätigen, mit dieser semantisch verbunden sein. Weil Verifikationsmethoden kontextintern sind, vertritt Lauener eine gemäßigte, regionalisierte Form von semantischem Holismus: nur innerhalb eines Kontextes sind Bedeutungen interdependent.

In der Wissenschaft überprüfen wir innerhalb eines Kontextes regelkonform verwendete Sätze. Nur solche können wir als wahr oder falsch bezeichnen. Werden zwei syntaktisch identische Sätze verschieden verwendet, kann – je nach Kontext – der eine analytisch, der andere aber synthetisch sein. Verwendet man wie Lauener die auf dem Erfüllungsbegriff beruhende *Wahrheitsdefinition Tarskis*, so hängt die Wahrheit synthetischer Aussagen unlösbar vom Wirklichkeitsausschnitt ab, der die Ontologie eines Kontexts ausmacht. Erst nachdem die Theorie ihre endgültige Form angenommen hat, ist es deshalb möglich, Aussagen in strenger Weise als wahr oder falsch zu bewerten. Semantik ist bei Lauener, wie Philosophie überhaupt, eine „post festum“ Angelegenheit.

Weil (semantische) Inkommensurabilität ontologische Unvergleichbarkeit nach sich zieht, fehlt im Fall von historisch einander

POSITIONEN

ablösenden Theorien ein gemeinsamer Diskussionsgegenstand. Hier kann uns die Sprachphilosophie unfruchtbare Streitereien ersparen, indem sie uns die für das Denken und damit die Wissenschaft konstitutive Rolle der Sprache bewusst macht. Nur dürfen wir dabei die Bedingtheit unseres eigenen normativen Standpunktes nicht vergessen: über die Zweckmäßigkeit einer Reglementierung entscheiden immer bloß praktische, nie logisch zwingende Gründe. In unseren wissenschaftstheoretischen Diskussionen bleiben wir jedoch stets auf eine je letzte, nicht weiter reglementierte Metasprache angewiesen, so dass man in keinem Fall von einer Letztbegründung sprechen kann.

Antinaturalismus und normative Methodologie

Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie fallen für Lauener zusammen, weil für ihn Wissen an eine Formulierung in einer präzisen wissenschaftlichen Sprache gebunden ist. Seine erkenntnistheoretische Position kann in der Nähe des internen Realismus angesiedelt werden. Wir erkennen in der Empirie keine theorieunabhängige Welt, sondern nur Wirklichkeitsausschnitte, deren Materie subjektunabhängig ist, deren Struktur aber durch unseren Begriffsapparat geformt ist. Lauener greift in seinem Argument gegen die Korrespondenztheorie der Wahrheit auf seine Bedeutungstheorie zurück. Nur wahrheitsfähige und intersubjektiv überprüfbare Aussagen machen synthetische Erkenntnis aus, was allein innerhalb eines Sprachsystems überhaupt möglich ist, in welchem die Bedeutung der Terme reglementiert ist. Da der Wahrheitsbegriff auf Sprachsysteme und insbesondere auf Theorien relativiert werden muss, hat eine Theorie als ganze keinen Wahrheitswert. Eine Korrespondenztheorie der Wahrheit im Sinne des metaphysischen Realismus, die einen absoluten Wahrheitsbegriff verlangt, ist somit unhaltbar.

Die These der *Inkommensurabilität* wissenschaftlicher Theorien folgt ebenfalls aus Laueners Bedeutungstheorie. Unter der *Inkommensurabilität* zweier Theorien versteht

er die Nichtübersetzbarkeit der einen in die andere. Sie ergibt sich daraus, dass sich mit den Gesetzen einer Theorie die Intension und die Extension ihrer Terme verändert, da es in den meisten Fällen keine theorieübergreifenden Identitätskriterien für die Referenzobjekte gibt. Solche Kriterien sind an eine bestimmte Theorie und allenfalls an Mess- und Wahrnehmungstheorien gebunden. Die Anwendungsbereiche zweier Theorien sind disjunkt, weshalb Lauener eine Theorie auch nicht für unter eine andere logisch subsumierbar hält. Beispielsweise kann die Newtonsche Mechanik nicht als ein Spezialfall der Speziellen Relativitätstheorie betrachtet werden. Die Newtonschen Gesetze können nur dann aus der Speziellen Relativitätstheorie hergeleitet werden, wenn man in der letzteren die Naturkonstante c gegen unendlich streben lässt. Wird eine Konstante als Variable aufgefasst, so ändert sich die innerhalb der Theorie holistisch bestimmte Bedeutung der Terme und somit deren empirischer Gehalt. Die Relativitätstheorie verbietet aber gerade die Ersetzung der Konstanten c durch einen Grenzwertprozess.

Akkumulation von Wissen im Theorienwechsel wird wegen der Inkommensurabilität ausgeschlossen. Dennoch hält Lauener den Theorienwandel nicht für irrational, sondern für pragmatisch begründbar. Erstens bestimmt die im Credo als vorhanden angenommene subjektunabhängige Materie, welche in einer empirischen Theorie postulierten Entitäten überhaupt gefunden werden können. Bleibt ein Existenznachweis dauerhaft aus, so ist die Theorie zu verwerfen, wie es Laueners empiristische Grundhaltung erfordert. Zweitens hängt der Erfolg einer Theorie von den Zielen ab, zu deren Erlangung sie entworfen wurde. Da sich diese ändern, unterscheidet sich der Begriff des Erfolgs vom Wahrheitsbegriff durch seine Zeitabhängigkeit. Eine Theorie kann sich über längere Zeit hinweg gut bewähren und dennoch später zugunsten einer leistungsfähigeren Konkurrentin aufgegeben werden, während die Sätze innerhalb einer Theorie relativ zu ihr für immer wahr bleiben.

Academia · Neuerscheinungen

Helmut Schneider (Hrsg.), Jahrbuch für Hegelforschung

Band 4/5 (1998/1999)

2000. 378 Seiten. 15 x 22 cm. DM 78,50. Broschur. 3-89665-151-X.

Das weltweite Interesse an Hegel ist nach wie vor intensiv und ungebrochen. Jenseits von „Hegelianismus“ und oberflächlicher Aktualisierung bleibt Hegels authentisches Denken in seinem Problembewußtsein und Problembestand bedeutsam. Trotz großer Fortschritte in den letzten Jahrzehnten konnte Hegels Werk jedoch bisher weder vollständig ediert noch wegen seiner Komplexität hinreichend angeeignet werden. Das *Jahrbuch* will zur historischen und systematischen Erschließung der Philosophie Hegels beitragen durch Editionen neuer Hegeltexte, Interpretationen und bibliographische Berichterstattung. Sowohl die Wirkungsgeschichte als auch die Ausstrahlung der Philosophie Hegels in andere Wissenschaften finden besondere Beachtung.

Gerhard Pfafferott, Freiheit und Lebensform

Gedanken auf Wegen zur Selbstbestimmung.

2000. 264 Seiten. 14,8 x 21 cm. DM 58,50. Broschur. 3-89665-166-8.

Die hier unter ‚Freiheit und Lebensform‘ gesammelten Beiträge stehen im Umkreis der vom Verfasser früher vorgelegten ‚hermeneutischen Ethik‘ mit ihren zentralen Begriffen „Lebensform“ und „gutes Leben“ (eu zēn). Freiheit als Inbegriff des „guten Lebens“ einer jeden bewußten, Selbstbestimmung und Glück erstrebenden Lebensform, besitzt neben ihrem historisch-genetischen Aspekt eine transzendente und dialektische Bedeutung. Sie ist die in geschichtlicher Zeit sich zeigende Manifestation des stets gesuchten und immer neu zu bestimmenden lebensweltlichen Apriori, dem eine kulturprägende Energie für die Gestaltung humaner Existenz innewohnt.

Rafael Hüntelmann u. Erwin Tegtmeier (Hrsg.), Ontologie und Metaphysik

2000. 196 Seiten. 14,8 x 21 cm. DM 48,50. Broschur. 3-89665-167-6.

Dass ontologische und metaphysische Fragestellungen mit einem systematischen Anliegen überhaupt noch sinnvoll sind, schien spätestens seit Beginn des 20. Jahrhunderts mehr als zweifelhaft. Die Situation hat sich inzwischen, zumindest international, erheblich gewandelt. Gerade im Zusammenhang mit der analytischen Philosophie, die sich noch vor einigen Jahrzehnten als radikal antimetaphysisch zeigte, entstanden Probleme, die nur durch einen Rückgang zur Ontologie und Metaphysik zu lösen waren. Einen Ausschnitt aus der Vielfalt der Ansätze, Methoden und Fragestellungen spiegelt dieser Band wider.

Otto Neumaier, Ästhetische Gegenstände

Prolegomena zu einer künftigen Ästhetik, Teil 1

1999. 414 Seiten. 16 x 23 cm. DM 58,-. Broschur. 3-89665-153-6.

Die Ästhetik gilt vielen als schwächste aller wissenschaftlichen Disziplinen. Als Grund dafür wird zwar oft die Subjektivität der ästhetischen Erfahrung genannt, doch ist die „Grundlagenkrise“ der Ästhetik nicht *allgemein* mit Bezug darauf zu erklären. Viel schwerer wiegt, daß bislang unklar ist, was der *Gegenstand* dieser Disziplin ist. Im vorliegenden Band wird versucht, dieses Problem in drei Schritten zu klären: *Erstens* wird bestimmt, was es heißt, einen Gegenstand der Erfahrung als *ästhetischen* Gegenstand zu betrachten (und so von Gegenständen anderer Art zu unterscheiden). *Zweitens* wird geklärt, was der *Gegenstand* der Ästhetik ist (d.h. der Gegenstandsbereich, durch den sie sich von anderen theoretischen Disziplinen abgrenzen läßt). *Drittens* aber wird auch eine Reihe von Gegenständen *innerhalb* der Ästhetik differenziert und genauer bestimmt.

Academia Verlag Postf. 1663 · D-53734 Sankt Augustin
Tel. 0 22 41/34 52 1-0 · Fax 34 53 16 · E-Mail: kontakt@academia-verlag.de

POSITIONEN

Die Akzeptanz einer Theorie kann nur mit Bezug auf die Intentionen der Wissenschaftler erklärt und gerechtfertigt werden. Lauener entwickelt daraus ein Argument gegen die Naturalisierung der Erkenntnistheorie und der Methodologie. Weil Intentionalerklärungen intensional sind, können Sätze der Erkenntnistheorie nicht zu einer Totaltheorie Quinescher Prägung gehören. Die erkenntnistheoretischen und methodologischen Sätze gehören im Unterschied zu denjenigen der Wissenschaft einer Metaebene an. Die Unterscheidung zwischen Objekt- und Metasprache muss mit Rücksicht auf die Inkommensurabilität von Theorien und die Gefahr von Antinomien strikte durchgehalten werden. Den Hauptunterschied zwischen Wissenschaft einerseits und Erkenntnistheorie oder Methodologie andererseits sieht Lauener aber im deskriptiven Charakter der ersteren und dem normativen Charakter der beiden letzteren. Die Aufgabe der Erkenntnistheorie ist es, unsere Methoden der Wissensaneignung zu bewerten und zu verbessern. Lauener grenzt somit die Erkenntnistheorie von der empirischen Psychologie streng ab. Methodologische Sätze sind nicht empirisch überprüfbar. Sie sind vielmehr Handlungsanweisungen, die nicht absolut gelten, sondern sich mit den verfolgten Zwecken ändern. Die philosophische Tätigkeit behält gegenüber der wissenschaftlichen eine eigenständige und für die Wissenschaft unabhängige Funktion.

Nonkognitivistischer Pluralismus für moralische Systeme

Lauener ist wie Kant zu denjenigen Gesinnungsethikern zu zählen, die Ethik als normative Tätigkeit auffassen, die sich mit nicht weiter zu rechtfertigenden, auf humanistischen Idealen beruhenden Werten beschäftigt. Die höchsten Gebote müssen sich den Zuspruch der großen Mehrheit sichern, denn erst die allgemeine Akzeptanz ermöglicht es einem System, seinem Zweck gerecht zu werden – nämlich der Reglementierung des Umgangs der Menschen untereinander. Eine präskriptiv verstandene ethische Theorie wird niemals wahrnehmbare Sachverhalte

beschreiben und deshalb keine Sätze liefern, deren Wahrheit irgendwie festgestellt werden könnte. Deshalb scheidet die naturalistische Absicht, objektive Werterkenntnis auf dem Gebiet der Moral zu gewinnen. Wertaussagen sind bloß gültig oder ungültig relativ zu einem moralischen System und daher non-kognitivistisch aufzufassen.

Normative Setzungen in der Ethik sind schon deshalb relativ, weil wir nicht fähig sind, essentielle oder definitorische Eigenschaften moralisch guter Menschen zu bestimmen. Wir kommen deshalb nicht umhin, einen Pluralismus von moralischen Systemen zuzulassen. Dieser wird aber nur dann den Frieden gefährden, wenn nicht alle involvierten Vorstellungen Toleranz als einen wichtigen moralischen Wert anerkennen. In diesem Fall bleibt uns nichts anderes übrig, als für unsere Ideale zu kämpfen. Das Ziel der Reglementierung des zwischenmenschlichen Umgangs und der Auflösung von moralischen Konflikten kann allein durch Aufstellen von expliziten Wertehierarchien erreicht werden. Lauener ist überzeugt, dass moralische Streitfragen außer in seltenen Fällen irreduzibler Konflikte durch eine sorgfältige Analyse dieser Wertehierarchien objektiv entscheidbar sind, weil sie in der Praxis oft nicht die Ziele selbst, sondern die Mittel zu deren Erreichung betreffen. Während einseitige Vertreter der Metaethik davon ausgehen, dass philosophische Ethik sich nicht um die Objektstufe zu kümmern hat, betont Lauener deshalb die Relevanz einer Auseinandersetzung mit konkreten moralischen Werten.

Der Gesinnungsethiker, der die Moralität einer Handlung nicht an ihren Folgen, sondern allein an den Motiven ihrer Ausführung bemisst, zieht eine scharfe Grenzlinie zwischen Moral und Klugheit. Die Anwendung von ethischen Regeln zwecks Erzielung eines Erfolgs in der sozialen Praxis kann nicht als moralisches, sondern als bloß kluges Verhalten taxiert werden. Trotz dieser Absage an einen naturalistisch bedingten Utilitarismus spielt die Sozialtechnologie bei der Beurteilung von Moral eine wichtige Rolle: letztere gewinnt ihre Relevanz erst durch die

POSITIONEN

sozialtechnologische Durchsetzbarkeit ihrer Prinzipien. Damit wird uns ein Kriterium an die Hand gegeben, um einem gefährlichen „absolutistischen“ Relativismus, der strikte jedes moralische System als gleichwertig betrachtet, wirksam entgegenzutreten.

Laueners Anspruch an die Königsdisziplin der Philosophie ist hoch, will er doch die Spannung zwischen moralischem Imperativ und menschlichen Neigungen mit Hilfe einer bis ins Detail ausgearbeiteten Wertehierarchie auflösen. Dem heute allgemein verbreiteten Opportunismus stellt er dabei das Ideal moralischer Noblesse entgegen.

Veröffentlichungen von Henri Lauener

- „Probleme der Ontologie“, *Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftsphilosophie* 9 (1978) 1, 63-92.
- W. V. Quine, 206 S., kt., DM 28.--, 1982,, Beck'sche schwarze Reihe Band 503, C.H. Beck, München.
- „Die Sprache der Fiktion“, *Erkenntnis* 24 (1986).
- „Why the Distinction Between Analytic and Synthetic Statements?“, in: *Scientific Philosophy: Origins and Developments*, ed. F. Stalder, Dordrecht (1993), 131-141
- „Offene Transzendentalphilosophie: Methodologie und pragmatisch relativiertes Apriori“, in: *Pragmatik: Handbuch pragmatischen Handelns*, Band 5, Hrsg. H. Stachowiak, Hamburg, (1995), 227-248.
- „Truth and Reference“, *Revue internationale de Philosophie* 4 (1997) No. 202, 557-566.
- mit Benito Müller, *Handlungskontext, regelkonforme Verwendung und Bedeutung*, (1998), DM 39.50, Richarz, Sankt Augustin.
- „Epistemology from a relativistic point of view“, *Festschrift für Gerhard Seel*, (1999)
- „Ethik des methodologischen Humanismus: Kritische Bemerkungen zur Relativität von Normen und zum Pluralismus von Systemen der Moral“, (1999), Manuskript.
- „Holism and Naturalized Epistemology Confronted with the Problem of Truth“, in: Barret et. Al. eds., *Perspectives on Quine*, Cambridge MA. (1990), 213-228

Die Autoren Philipp Keller, Stephan Leuenberger, Nora Nussbaum und Christian Wüthrich haben bei Henri Lauener an der Universität Bern Philosophie studiert. Sie danken Alex Burri und Henri Lauener für die Durchsicht früherer Fassungen dieses Aufsatzes.

Elisabeth Ströker

Im Namen des
Wissenschaftsethos

Jahre der Vernichtung einer
Hochschullehrerin in
Deutschland 1990-1999

Berliner Debatte

288 S., ISBN 3-931703-64-9, 48 DM

„Diese vielerorts seit längerem erwartete und auch vor einiger Zeit bereits angekündigte Darstellung kann hiermit endlich einer breiteren Öffentlichkeit vorgelegt werden.“

Elisabeth Ströker

„Den Leser erwartet keine erbauliche Lektüre ... Das Buch sollte jedoch Pflichtlektüre für all jene Personen sein, die an der Aufklärung von Struktur und Funktionsweise des heutigen bundesdeutschen Wissenschaftssystems, an der Wahrnehmung seiner personellen wie strukturellen Verwerfungen interessiert sind.“

Camilla Warnke

Berliner Debatte Wissenschaftsverlag

Erich-Weinert-Str. 19, 10439 Berlin

Fax: 030/44651358

<http://berlinerdebatte.sireco.de>

berlinerdebatte@berlin.sireco.net